



Siegfried Lenz
17. März 1926. Deutscher Schriftsteller.
Als Sohn eines Zollbeamten im
ostpreußischen Lyck geboren. 1943,
noch vor Ablegung des Abiturs,
Einziehung zur Kriegsmarine.
Aus englischer Kriegsgefangenschaft
noch 1945 nach Hamburg entlassen.
Hier Beginn eines Studiums, Abbruch
desselben und ab 1948 Berufstätigkeit
bei der Zeitung Die Welt. Seit 1951
freier Schriftsteller, der sich in seinem
Werk immer wieder mit der Erfahrung
totalitärer Herrschaft auseinandersetzt.
Veröffentlicht 1968 den Bestseller
„Deutschstunde“. Unter den zahl-
reichen Auszeichnungen die Ehren-
doktorwürde der Universität Hamburg
(1976) und der Friedenspreis des
Deutschen Buchhandels (1988).

Siegfried Lenz

„Schriftsteller in dieser Zeit“

Herr Bürgermeister! Meine Damen und Herren!

Ich bedanke mich für Ihre Bereitwilligkeit, mir zuzuhören. Ich möchte einige Bemerkungen machen über den Problemhaushalt des Schriftstellers, der heute schreibt, der sich ganz bestimmten Herausforderungen gegenüberstellt, wenn er seine Lage bilanziert, und der zu ganz bestimmten Eingeständnissen kommt bei dieser Bilanz, Eingeständnissen sehr verschiedener Art.

Ich möchte zeigen, wo die großen Herausforderungen liegen. Für mich sind es exakte Wissenschaften und Politik. Zwischen diesen beiden Kraftfeldern oder gegenüber diesen Kraftfeldern versucht sich der Schriftsteller heute, mit den Mitteln des Einzelnen, des Einzelgängers, des Individualisten, zu behaupten.

Dies ist in jedem Falle festzustellen: Noch sind wir Schriftsteller vorhanden. Ich habe einmal nachgesehen im Wörterbuch der Berufe (Alfred Kröhner, Stuttgart, 1953). Dort wird der Schriftsteller noch erwähnt, und schöner, womöglich deutscher hierarchischer Blödsinnigkeit entsprechend hat er sogar die berufliche Chance – der Schriftsteller – vorwärtszukommen, und das heißt: sich vom Fachschriftsteller – so steht's dort – zum Kurzgeschichtenschreiber zu entwickeln, um dann – vielleicht nach geglücktem Klimmzug – Romanautor zu werden oder – und das ist jetzt sehr deutsch – bei hochalpinen Eignung sogar Dichter.

Eine Berufswahl mit Aussichten also. Vor 20 Jahren galt das Gleiche aber auch für den Schäfer, den Räuchermeister, den Stockmacher, den Ross-schlächter und den Muldenhauer; Berufe, die einst mehr als ihren Mann ernährten und die heute in Museumsnähe geraten sind, vorgesehen vielleicht für die Abteilung: Wovon sie einst gelebt haben. Da keine Gattung eine Garantie für das Überwintern ins Ewige erhalten hat, oder – anders ausgedrückt – da allein der Markt entscheidet, wer überlebt, und viele von uns – ich will nicht sagen: alle – stehen zu Markte auf die eine oder andere Art, müssen wir uns nicht nur angesichts elektronischer Konkurrenz – wir Schriftsteller – darauf gefasst machen, dass wir eines Tages vielleicht aus dem Wörterbuch rutschen. Vielleicht wird uns ein historisches Lexikon, das wir aus Mitleid erreichen, dann dies bescheinigen: Schriftsteller, wortgewandter Außenseiter, lebte davon, Gesellschaften und Zustände in Verruf zu bringen; entschied sich auch angesichts drückender Machtverhältnisse für die Pflege seiner Individualität, bemüht, einen Zuwachs an Erkenntnis bei Turnübungen vor dem Spiegel zu erwerben, verfiel er der Gefahr der Überspezialisierung, begraben auf dem Hügel für schöpferische Außenseiter.

Eine müßige Frage, eine Beunruhigung zur Probe? Nur dies: Bei kritischer Selbstbesichtigung – das ist unser Thema – muss ich mir eingestehen, dass der Schriftsteller heute in einem beträchtlichen Dilemma steckt. Zu einem gewissen Teil ist es das Dilemma des Außenseiters, zu einem erheblichen Teil wird dies Dilemma bezeichnet durch die Tatsache, dass der Schriftsteller sich mehr denn je genötigt sieht, die Resultate von Wissenschaften und von Politik zur Kenntnis zu nehmen.

Was heißt das aber heute: Schreiben im Zeitalter der Wissenschaft und Schreiben bei zunehmender, bei alles umfassender Politisierung?

Dass man als Schriftsteller für unzeitgemäß gehalten wird, das geht noch, diesen Schuh kann man sich jederzeit anziehen. Auch ein Traditionalist genannt zu werden ist ein Vorwurf, den man gern in Kauf nimmt. Schließlich haben wir ja der Tradition einiges zu verdanken an Erkenntnis, an formulierter, überlieferter Erkenntnis. Ich fand allerdings Anlass zu Betroffenheit, als ein freundlicher Zeitgenosse nicht umhinkonnte, mich, und zwar in meiner Funktion als Schriftsteller, einen Dinosaurier zu nennen, als Gattung längst überholt, durch Überspezialisierung oder Überindividualisierung aus dem Rennen geworfen, allenfalls gut dazu, in unzulänglichen Mangrovenwäldern

friedlich zu weiden. Um mir vorzuführen, wie hoffnungslos überholt ich sei und die ganze Spezies Schriftsteller, wurde ich von dem Freund eingeladen – ein Naturwissenschaftler übrigens –, die Konflikte, die Motive, die Probleme meiner eigenen Bücher und meiner eigenen Stücke zu überprüfen, und zwar im Hinblick auf ihre Erkenntnisqualität.

Folgerichtig, erbarmungslos folgerichtig bis zur Unhöflichkeit, wie Naturwissenschaftler es manchmal sein können, wurde ich aufgefordert, den Zuwachs an Erkenntnis zu vermessen, den die Gegenwartsliteratur für sich verbuchen kann. Wo, so wurde ich gefragt, habe sie unbarmherzige, bleibende Einsichten gesetzt, die zur Definition des Menschen in dieser Zeit taugen? Wo habe die Literatur die Realität in gesetzmäßiger Weise dingfest gemacht, und wo ist ein Ergebnis, das nicht provisorisch genannt werden muss? Eingeschüchtert von solchen Fragen, suchte ich nach Antworten, überlegte mir ein Spiel mit Buchtiteln etwa in der Art: „Nach Hundejahren wartet selbst der Homo faber auf Goudot.“ Mein Dilemma hörte damit keineswegs auf.

Dann erfuhr ich, mit welchem triumphalen Angebot zur Definition, zur Festlegung des Menschen die Wissenschaften heute prompt aufwarten können, ohne zu schwanken, auf Stichwort. Mir wurde heiß vor lauter Brandzeichen. Ich konnte doch nicht der Biologie widersprechen, die mich, das heißt offenbar jedermann von uns, als Kette von Aminosäuren definiert, als DNS-Modell, als genetisches Programm. Und durfte ich mich mit Freud und Jung anlegen, die mir meine Gefangenschaft im Unbewussten exemplarisch vorführten? Wozu mich der Kirchenvater Marx bestimmte, nämlich ein klassen-gesteuertes Wesen zu sein, das im ökonomischen Status Elend und Erlösung findet: Durfte ich dies Diktum anzweifeln? Und wenn mich eine so exakte Wissenschaft wie die Soziologie dazu ausersieht, vormittags und nachmittags, bei der Arbeit und in der Freizeit, vor allem Rollenträger zu sein, dessen meiste Energie darauf verwandt wird, ebendiese halb gewählte, halb zuerkannte Rolle zu spielen, darf ich da aufmucken?

Ich wurde ratlos unter dem Regen wissenschaftlicher Definitionen, angesichts der abschließenden Bestimmung des Menschen, zu denen sich die Wissenschaften in der Lage sehen. Es kam noch schlimmer.

Um die Unterlegenheit der Literatur zu begründen, um die Skepsis gegenüber der belletristischen Literatur zu bestimmen, verwies mein Partner auf einen Sachverhalt, den er als Abstimmung gegen die Literatur heute verstanden wissen wollte, nämlich die Streichung von immer mehr schöngeistigen Titeln aus den Verlagsprogrammen, ja den konsequenten Verzicht auf Belletristik überhaupt, der hier und da feststellbar ist. Tendenzen dieser Art bestätigen ja wohl die unaufhaltsame Niederlage der Literatur.

Ich gebe zu, die Literatur ist sich heute mehr denn je zum Problem geworden. Ihr Selbstzweifel, ihr ständiger, ihr rechtmäßiger Begleiter, jedenfalls ihr alter Lehrmeister, wird kaum noch zu Rate gezogen. Stattdessen proklamieren besorgte Schriftsteller die Untauglichkeit der Literatur und suchen nur nach Formen der Selbstaufgabe. Durchtränkt von der Überzeugung, dass Literatur überholt, wirkungslos, vor allem unzeitgemäß sei, und von der Skepsis unterwandert, die in der Erscheinung des Schriftstellers nur ein gesellschaftspolitisches Fossil sieht, einen harmlosen Parasiten mit geknickten Flügeln, überreden uns heute gerade Schriftsteller, die Literatur abzuschaffen. Sie wird radikal beschnitten auf gesellschaftspolitische Funktionen, sie wird als feudaler Rest, als fürstliches Spiel, als sentimentale bürgerliche Selbstbestätigung denunziert und als nutzloser Konsum zurückgewiesen. Ja, man spricht heute der Literatur die Möglichkeit ab, einen Beitrag zur Erkennbarkeit des Menschen in der Zeit zu liefern, und die Frage, ob sie zu einer so genannten Selbstverwirklichung beitragen könnte, diese Frage wird verneint. Wenn man ihr überhaupt noch etwas zugesteht, dann so viel: dass sie den Exekutoren das Geschäft erleichtert und sie schön niederbeugt.

Ich frage mich: Kann man diese Tote zu Lebzeiten, darf man die Literatur heute noch mit seinen Hoffnungen betrauen, wenn sie anscheinend keine Rechtfertigung mehr findet? Und welchen Wert haben Ermutigungen, wenn die Literatur selbst ihre Auflösung offenbar beschlossen hat? Vor allem aber: Worauf lässt sich das Ungenügen an der Literatur, das ja betroffene Schrift-

steller selbst äußern, zurückführen?

Ich glaube, die Befürchtung einiger, vor allem junger Schriftsteller, die Literatur könne zu nichts mehr nutze sein, rührt vornehmlich daher, dass wir im Zeitalter der exakten Wissenschaften mit Informationen und Kenntnissen versorgt werden, die zu liefern wir die Literatur einfach nicht in der Lage halten. Wissenschaft und Literatur – man spielt die Ungleichen gegeneinander aus, man zwingt sie zum Wettlauf, besichtigt ihre Resultate, und danach kommt man selbstverständlich zu dem resignierten Eingeständnis, dass, gemessen an exakter Einsicht, die Literatur hoffnungslos unterlegen sei. So gemessen, so verglichen, so befragt, kann sich in der Tat der Eindruck ergeben, als habe die Literatur abgewirtschaftet. Und deshalb möchte ich, misstrauisch gegenüber dieser Ansicht und keineswegs bereit, eine Todesurkunde zu früh zu unterschreiben, versuchen, die Chancen und Aufgaben einer Literatur im wissenschaftlichen Zeitalter zu beschreiben, verbliebene Chancen vielleicht, veränderte Aufgaben.

Die Zeit einer arglosen Trinität, als Dichtung, Wissenschaft und Philosophie ebenbürtig nebeneinander bestanden und sich gegenseitig durchdrangen, diese Zeit ist längst vorbei, vorbei auch die Zeit, in der das Wissensniveau einer Epoche mit dem Informationswert von Literatur übereinstimmte. Was sich im 17. Jahrhundert mehr und mehr zu erkennen gab, die Verselbstständigung der Wissenschaft, der allmähliche Rückzug der Literatur auf wenige Hoheitsgebiete, ist heute überdeutlich geworden. In dem Bemühen, die Wirklichkeit zur Preisgabe ihrer Identität zu zwingen, handeln Literatur und Wissenschaft auf den ersten Blick als Rivalen. Sie erscheinen als Konkurrenten, die zwar unterschiedliche Methoden anwenden, doch ungefähr dem gleichen Ziel folgen, nämlich Aneignung und Auslegung der Welt, die zur Selbsterkenntnis führen.

Nun können aber die Wissenschaften darauf verweisen, dass sich durch ihre Arbeit der gesamte Wissensbestand der Welt etwa alle sieben Jahre verdoppelt. Und die Literatur: Mit welchen Resultaten kann sie aufwarten? Ist sie nicht aus dem Rennen geworfen angesichts der bestürzenden Ergebnisse, die Mikrobiologen und Physik, die Soziologie und Psychologie vorweisen können? Während die Wissenschaften unsere exakten Einsichten ins Unübersehbare steigern, hält sich die Literatur immer noch bei Liebe, Geburt und Tod auf, schildert vielleicht den Nebel, der auf den Beziehungen beider Deutschland ruht, bietet dann jedoch wieder Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande an – lohnen sich dann noch die Mühen der Mitteilung, wenn der Zuwachs an Erkenntnis, verglichen mit der Wissenschaft, so bescheiden anmutet?

Nun, die Frage, die hier auftaucht, die Frage der Rivalität, ist ebenso nahe liegend wie falsch. Sie muss als falsch erscheinen, wenn man sich in Erinnerung ruft, worin sich das Erkenntnisverlangen in der Wissenschaft und in der Literatur voneinander unterscheidet. Kein Wissenschaftler wird sich mit dem zufälligen Angebot der Wirklichkeit zufrieden geben, keiner sich mit vorläufigem Ausschnitt und flüchtigem Detail begnügen. Im Gegenteil, die Zufälligkeit wird verworfen und schließlich durchschnitten auf der Suche nach dem, was nicht mehr vage, was nicht zufällig, was nicht flüchtig ist. Was gefunden werden will, das ist die Gesetzmäßigkeit, die gültige Theorie, die allgemeine Rechnung, die jedes Mal aufgeht. Die Wirklichkeit wird uns vertraut, zumindest erkennen wir sie wieder an der Gesetzmäßigkeit, die ihrerseits Voraussagen erlaubt.

Und die Literatur? Ihr Erkenntnisverlangen ist durchaus nicht darauf gerichtet, zu allgemeinen Formeln menschlichen Verhaltens zu finden. Literatur verbannt nicht den Zufall, um zu Theorien und Normen zu gelangen, und sie degradiert Ausschnitt und Detail keineswegs zu Hilfsmitteln oder puren Materialien. Literarisches Erkennen ist vorläufig, ist subjektives und vor allem widerrufliches Erkennen. Während wissenschaftliche Erkenntnis zu der Feststellung nötigt: so ist es, so ist es unbedingt, lässt uns die Literatur die Freiheit, eine gewonnene Einsicht unter Vorbehalt anzunehmen. Anders gesagt: Mit dem Gravitationsgesetz müssen wir uns abfinden, Thomas Manns Hans Castorp indes wird uns einmal als unseliger Zeitversäumer, ein anderes

Mal als ein Modellpatient erscheinen, dem die Krankheit ein Reifezeugnis ausgestellt hat.

In der Literatur wird das Ambivalente, das Vage, das Flüchtige nicht ausgeschlossen. Im Unterschied zum Erkenntnisprozess der Wissenschaft wird es sogar in ein Recht gesetzt.

Ähnlich wie mit dem Erkennen verhält es sich auch mit dem Wissen. Literatur und Wissenschaft haben in jedem Fall diesen gemeinsamen Ausgangspunkt: Wissen. Allerdings muss man sogleich die Verschiedenartigkeit des Wissens zugeben. In einem Fall erscheint es geordnet, systematisiert und im weitesten Sinne als verlässlicher Besitz, der aus beglaubigten Fakten, Daten, Zahlen besteht; im anderen Fall handelt es sich um ein Wissen, auf das keine Garantie erteilt werden kann. Es ist wechselhaft, es ist provisorisch, doch seltsamerweise auch allgemein, und zwar allgemein insofern, als dieses literarische Wissen ein Weltgefühl ausdrückt. Der Chemiker kennt und verwaltet die Formeln des neuen Kampfstoffes, der Schriftsteller hingegen verwaltet die Angst, die von dieser Formel ausgeht. Die Verschiedenartigkeit dieses Wissens hebt sich nicht auf, sie ergänzt sich lediglich, und deshalb glaube ich, dass einfach nicht besteht, was man auf den ersten Blick annehmen möchte: ein Konkurrenzverhältnis zwischen Literatur und Wissenschaft.

Auf der Suche nach weiteren Unterschieden erfährt man, dass auch die Fragen, die Wissenschaft und Literatur an die Welt stellen, nicht ausnahmslos konkurrierende Fragen sind. Die Wissenschaft stellt ihre Fragen im eigenen Namen, die Literatur hingegen stellvertretend auch im Namen des Lesers. Während die Wissenschaft ihre Fragen vornehmlich an das Ungesicherte wendet, besteht der Schriftsteller darauf, auch das angeblich Gesicherte zu befragen, und gerade dann, wenn es als unverändert vorgestellt wird. Auch hier, im Gebrauch der Fragen, wird deutlich, dass Wissenschaft und Literatur nicht zwangsläufig Rivalen sein müssen. Was sich im Netz der Wissenschaft fängt, ist dann auch nicht gleichbedeutend mit dem, was sich im Spiegel der Literatur zu erkennen gibt. Freilich: Selbst wenn sich dies angenommene Rivalitätsverhältnis als Missverständnis herausstellt, niemand wird übersehen, dass die Literatur im Zeitalter der Wissenschaft ihre Aufgabe neu bestimmen muss.

Welch eine Aufgabe? Sie kann nicht darin bestehen, Informationen über das theoretisch Erfassbare zu liefern, formales Wissen zu vermitteln oder unsere Dokumentationszentralen platzen zu lassen. In einer von den Wissenschaften erhellten Welt sieht sich die Literatur vor allem auf eine Erscheinung verwiesen, nämlich auf das verdunkelte, auf das deformierte Bild des ratlosen Individuums, dessen Ratlosigkeit seltsamerweise auch dann nicht aufhört, wenn es im Besitz der letzten glanzvollen Erkenntnisse ist. Da ist mit unparteiischer Wissenschaftstheorie nichts auszurichten.

Hier aber, glaube ich, beginnen die Aufgaben eines Schriftstellers von erklärter Parteilichkeit. Die Herkunft einer allgemeinen Trauer zu bestimmen, das Scheitern unserer Entwürfe zu begründen, die Furcht verständlich zu machen und der Hoffnung Namen zu geben, dies, stelle ich mir vor, gehörte dazu. Und ich stelle mir auch vor, dass diese Versuche nicht fehlen dürften: den Schrecken zu neutralisieren und die Not als veränderbar zu beschreiben, die Chancen der Sprachen zu belegen und zeigen, dass es richtiges und falsches Handeln gibt. Dies alles anschaulich zu machen, ins für sich sprechende Bild zu bringen oder in die poetische Chiffre, das ist Aufgabe genug.

Es ist nicht die einzige Aufgabe. Was Literatur zu jeder Zeit vermochte, vermag sie auch im Zeitalter der Wissenschaft, die Lust zu wecken nämlich zu unmittelbarer Teilnahme am Dargestellten. Und damit meine ich: mit Frischs Stiller die Identitätsfrage zu stellen und mit Grassens Oskar Matzerath das Pandämonium des Kleinbürgers zu vermessen, mit Bölls Clown Hans Schnier den Zweifel zu bestätigen und mit Uwe Johnsons Karsch das Phänomen einer deutschen Grenze zu erkunden. Aus dieser Lust zur Teilnahme ergibt sich ein Aufschluss über uns selbst. Wir erfahren unsere Möglichkeiten und stoßen zugleich an unsere Grenze. Auch dieses zu zeigen bleibt eine heutige Aufgabe der Literatur, allerdings nicht aus Tempelhöhe herab oder von bevorzugtem Sitzplatz, sondern im Sinne eines freien Appells, wie

Sartre ihn im Hinblick auf die Literatur und ihre Möglichkeiten zu wirken verstanden hat. Die Prosa, sagte er, ist ein sehr demokratisches Angebot. Sicher, was wir an Möglichkeiten besitzen und wo unsere Grenzen liegen, darüber kann uns in gewisser Hinsicht auch die Wissenschaft belehren, doch da sie einer anderen, einer eigenen Ästhetik folgt, tut sie es nicht wie die Literatur durch Versinnlichung mit Hilfe des Typischen.

Merkwürdig, ganz bekenntnishaft: Einige Seiten Prosa von Faulkner, von Fontane oder Nossack bringen mir persönlich das Verhältnis des Menschen näher als wissenschaftliche Prognostik. Ich empfinde eine andere Art von Betroffenheit, und ich frage mich, warum. Vermutlich, weil wir uns im Versinnlichten, Typischen, Spontanen wiedererkennen, und zwar als Einzelne. Im Unterschied zu den Wissenschaften, deren Ziel die abgehobene Erkenntnis ist, geht Literatur ja, zumindest häufig, von einer Solidarität mit dem Einzelnen aus. Was an Einsicht gewonnen wird, soll ihm unmittelbar zugute kommen, bleibt an ihn, an den Einzelnen gebunden. Dieser Wunsch nach einer Solidarität mit dem Einzelnen drückt sich vermutlich in einer Tendenz der Gegenwart aus, der Gegenwartsliteratur, die nicht zu übersehen ist, nämlich einem Rückzug des Schriftstellers aufs Private, aufs Subjektive, wobei die ebenfalls zu beobachtende Hinneigung des Schriftstellers zum Politischen, auf das ich später zu sprechen kommen werde, tatsächlich nur eine Ergänzung, eine Entsprechung ist.

Mit der Lossagung von politischen oder gesellschaftlichen Zwangsbündnissen in diesem Fall, im ästhetischen Fall, gewinnt der Schriftsteller eine Position, die ihn in den Augen des Einzelnen, an den er sich ja wendet, der sein Leser ist, vertrauenswürdig macht. In seiner Ausgesetztheit teilt er das Los des Lesers, der sich täglich wehren muss gegen die Überangebote weltumspannender Informationen. Angesichts einer vielgestaltigen und desperaten Welt, die in der reinen Beschreibung nicht mehr zu meistern ist, erscheint das dulddende Ich als ausreichende Erfahrungsquelle.

So deutlich die Aufgaben der Literatur erscheinen, so bestimmbar sind auch ihre Chancen. Worin liegen sie? Um mit ihrer Zeit übereinzustimmen, um für Zeitgenossen geschrieben zu sein, sollte Literatur nicht nur die Probleme der jeweiligen Epoche darstellen, sondern auch die Ergebnisse der Wissenschaft unbedingt berücksichtigen. Der heutige Schriftsteller muss über wissenschaftliche Kenntnisse verfügen. Seit Valéry's schroffem Bekenntnissatz: „Dummheit ist nicht meine Stärke“, – ein Satz, adressiert an die großen, glanzvollen Inspirationen der Dichter, die glaubten, das Unbewusste diktiere ihnen oder die Muse oder wer immer –, also seit Valéry's schroffem Bekenntnissatz „Dummheit ist nicht meine Stärke“ kann er sich auf die Resultate einer zwar glorreichen, aber tutigen Inspiration nicht mehr verlassen. Ja, bis zu einem gewissen Grad sollte eine Literatur von heute auch die Probleme der Wissenschaft selbst spiegeln, umgesetzt freilich, veranschaulicht, verwandelt. Um eine gegenwärtige Literatur zu sein, darf sie nichts ausklammern, was unser Leben bestimmt, also am wenigsten die Wissenschaft, von der Brecht sagte, dass er ohne ihre Benutzung als Künstler nicht auskomme. „Ohne Wissen“, schrieb er, „kann man heute nichts zeigen.“

Dies ist weder ein Plädoyer für eine Literarisierung der Wissenschaft noch für eine Verwissenschaftlichung der Literatur. Ich meine lediglich: Die Literatur hat die Wissenschaft nötig, wenn sie ihr Weltverständnis erweitern will, und die Chance der Literatur wächst, wenn sie benutzt und verwandelt, was wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen hat. Einige befürchten zwar, dabei laufe die Literatur die Gefahr, ein Bild ähnlich vertrackter Kompliziertheit zu bieten wie die exakte Wissenschaft, eine unaufhaltsame Kompliziertheit, da ja die Spezialisierung unseres Wissens eine Spezialisierung des Verstehens erfordere. Ich teile diese Befürchtung nicht. Ich glaube vielmehr, dass die Welt durchsichtiger wird, je fortschreitender wir sie mit der angemessenen Kompliziertheit unserer Erkenntnismittel in Besitz nehmen. Zumindest in der Entdeckung der Kompliziertheit liegt bereits eine Chance für das Verständnis.

Es gibt viele Literaturgeschichten, aber es gibt keine umfassende Wirkungsgeschichte der Literatur. Mir ist das immer bezeichnend vorgekommen.

Die Tatsache, dass es keine Wirkungsgeschichte gibt, lässt uns zumindest vermuten, dass wir uns über die spezifische Wirkung von Literatur nicht einigen konnten, dass wir nie in der Lage waren, literarische Wirkung exakt zu vermessen. Wir haben uns angewöhnt zu sagen, Literatur wirke auf unterwandernde Art, auf schwer begreifliche Art, sie überwältige uns, sie überrede uns heimlich und langfristig. Wir haben ihr eine unkalkulierbare, aufklärerische Fähigkeit zugeschrieben und die Kraft, das Bewusstsein zu verändern. Dennoch: Mit vollkommener Sicherheit lässt sich die Wirkung von Literatur nicht bestimmen und wird sich vermutlich auch nie bestimmen lassen.

Die Wirkung wissenschaftlicher Erkenntnis dagegen ist auf den ersten Blick einsehbar: Newtons System allgemeiner Bewegungsgesetze, Heisenbergs Quantenmechanik oder Einsteins Relativitätstheorie – in ihrer Anwendung wird auch sogleich ihre Wirkung offenbar. Biologische, agronomische, chemische Gesetze geben uns die Möglichkeit, Voraussagen zu treffen: Dieser Kunstdünger beflügelt das Wachstum meiner Radieschen, diese Tablette beendet meinen Schmerz, dieser Tropfenbug macht das Schiff gleitfähiger – die Wirkungen geschehen so prompt, dass wir in unserem Lebenshaushalt mit ihnen rechnen und sie bereits kalkulieren können. Ja, für uns ist die Qualität vieler wissenschaftlicher Resultate bereits mit ihrer Wirkung identisch.

Ich glaube, dass die unkalkulierbare Wirkung der Literatur keineswegs gegen sie spricht. Im Gegenteil. Sie erscheint mir als eine Bestätigung ihrer Eigenart, und zu ihr gehört, dass sie sich selbst als Fiktion versteht, als Gegenentwurf, als Gegenmodell. Die Wissenschaft verurteilt uns, etwas zu sein, die Literatur hingegen schlägt uns eine Möglichkeit vor. Dort wird ein Los über uns verhängt, hier gesteht man uns eine Wahl zu, dort definitiver Begriff, hier vorläufiger Befund. Auch darin liegt ein fundamentaler Unterschied. Schließlich – und das muss ich mir als Schriftsteller eingestehen –: Wenn ein Buch misslingt oder in seiner Qualität zu wünschen übrig lässt, dann wird höchstwahrscheinlich nur der Autor die Folgen zu tragen haben, allenfalls noch der Verleger; wenn allerdings ein wissenschaftlicher Versuch missglückt oder außer Kontrolle gerät, dann könnte dies verhängnisvoll sein für unser aller Leben.

Dies scheint mir sicher: Wir leben zwar in einem Zeitalter der Wissenschaft, doch wir leben durchaus nicht in einem Zeitalter der Literatur. Obwohl Literatur einen großen Teil meiner persönlichen Hoffnungen trägt, muss ich mir sagen, dass mehr als 80 Prozent aller Menschen ohne sie auskommen, ohne sie auskommen müssen. Und ich muss mir gleichzeitig sagen, dass dieser Indio, dieser Fellache, dieser Unberührbare ein sehr genaues Gefühl hat für das Unglück, in dem er sich befindet, für das Unglück seiner Lage, und zwar ohne literarische Nachhilfe oder die augenöffnende Wirkung von Literatur. Er kennt das Prinzip der Hoffnung ebenso wie die Gründe, die seine minimalistischen Genugtuungen vereiteln – ohne unterwandernde Aufklärung durch Literatur. Vielleicht wird ihm in einer Lage äußerster Wehrlosigkeit Literatur sogar als Überfluss erscheinen, da sie weder satt macht noch warm, und er wird wohl bezweifeln, ob schreiben jemals gleichbedeutend sein kann mit veränderbarem Handeln.

Die Wissenschaft, die u. a. auch aufgebrochen war, um ein Ende zu machen mit unseren Schuldgefühlen, sie ist für manche heute zum schlechten Gewissen geworden.

Es muss übrigens erwähnt werden, dass auch dem Schriftsteller die Position nicht unbekannt ist, Schöpfer von eigenen Gnaden zu sein. Erinnern wir uns daran, dass zum Beispiel Balzac sich für einen Konkurrenten des lieben Gottes hielt, dass Tolstoi so überzeugt war von seinem Rang als Gegenschöpfer, dass er fest davon ausging, Gott werde ihm, sozusagen von gleich zu gleich, das ewige Leben geben. Dem Schriftsteller von heute allerdings gelingt es nicht, solch eine Position einzunehmen. Er hat das Altern von Problemen erfahren müssen, die Überholbarkeit von Einsichten. Seine Tätigkeit gleicht einer Expedition ins Unversicherbare, als Mitbetroffener von Ereignissen, als Mitwisser von Übelständen.

Dies ist ein Dilemma, dem sich der Schriftsteller angesichts der Bedeutung der Wissenschaft für unser Leben ausgesetzt sieht, ein Dilemma, das mir

allerdings aufhebbar erscheint.

Wie steht es aber nun mit dem Autor, der sich der Politik gegenüber sieht, der ins Kraftfeld der Politik gerät? Es gibt viele Arten, sich politisch zu binden, von der entschiedenen, rigorosen Forderung Lenins bis zum gelegentlichen Mitreisen.

Ich glaube, die am wenigsten gebundene Art, seinen politischen Willen auszudrücken, besteht für den Schriftsteller von heute darin, dass er im Gefühl merkwürdiger, mich immer wieder irritierender Zuständigkeit – und die Gesellschaft unterlässt offenbar nichts, um ihn in dieser Zuständigkeit zu bestärken –, dass er also seine private Resolutionspolitik betreibt. Als aufmerksamer Begleiter politischer Ereignisse lässt er zum Beispiel – wir erleben es immer wieder – Regierungschefs Proteste ins Haus flattern, so von Schreibtisch zu Schreibtisch. Den Mächtigen klopft er mit dem Silberstift auf die Finger, unermüdlich liefert er Solidaritätsbeweise durch seine Unterschrift. Sie ist geradezu grotesk: die Kompetenz, die eine ratlose Gesellschaft dem einzelgängerischen Schriftsteller zuschanzt. Hier ein Protest gegen Rassendiskriminierung in Südafrika – dort ein geharnischter Rettungsversuch für eine aussterbende Mundart. Ich vermute, diese fleißige Resolutionspolitik, die lediglich ein Zeitopfer fordert, hat nicht mehr als einen Alibiwert, beschäftigt den Absender mehr als den Empfänger, ist bei Licht besehen von ehrenwerter Bedeutungslosigkeit.

Folgenreicher sind da ohne Frage die Versuche der Schriftsteller, für die Partei Stellung zu nehmen, die sie mit ihren politischen Hoffnungen betrauen, wenn auch freilich nicht im Sinne Leninscher Unbedingtheit. Davon ausgehend, dass politische Parteien eine demokratische Willensbildung ermöglichen, macht der Schriftsteller von seinem Bürgerrecht Gebrauch, ein wenig zu dieser Willensbildung beizutragen. Dabei ist sein Verhältnis zu der Partei, für die er eintritt, nicht, eben nicht durch Botmäßigkeit bestimmt, sondern durch kritische Sympathie, vielleicht durch eine Sympathie auf Widerruf. Er selbst – und das ist das Ominöse in seiner Situation –, der Schriftsteller, stellt sich ja nicht zur Wahl. Er hat keinen Mandatsehrgeiz, er handelt als einer, der von den Ergebnissen der Politik unmittelbar betroffen ist. Als Außenseiter, als Bürger kann er sich leisten, gegenüber denen, für die er wirbt, Vorbehalte zu äußern. Er kann sogar zugeben, dass es ihm unter gewissen politischen Bedingungen und Konstellationen nicht möglich wäre, sich für dieselbe Partei einzusetzen. Seine Glaubwürdigkeit wird dadurch keinen Schaden nehmen. Das Entscheidende ist, er muss sich – der Schriftsteller – zu einer Trennung entschließen, er muss darauf verzichten, die Literatur, das, was er macht, in den Dienst der Partei zu stellen; denn seine politische Aktivität betrifft ausschließlich den Bürger.

Abgesehen davon, ich selbst kann mir nicht vorstellen, dass dann am Ende je so etwas herauskommen könnte wie eine sozialdemokratische oder freidemokratische Literatur oder eine christlich-demokratische Literatur. Sehstörungen sind fast die unvermeidliche Folge von Leuten, die sich schreibend einer Doktrin unterworfen haben. Es gibt eben nur eine gute oder schlechte Literatur.

Nun, der Anspruch, der an den Schriftsteller gestellt wird in diesem Fall, erscheint unerfüllbar. Was von ihm erwartet wird, läuft tatsächlich auf klassische Persönlichkeitsspaltung hinaus. Da lässt sich ein ergiebiger Dauerkonflikt entwerfen. Der Schriftsteller widerspricht dem Bürger gleichen Namens, der Bürger bezichtigt den gleichnamigen Schriftsteller elitärer Enthaltensamkeit. Indes, wenn Literatur nicht zur Magd der Politik werden soll, gibt es für den Schriftsteller keine andere Chance, als dieses Dilemma auf sich zu nehmen. Ich persönlich teile in dieser Hinsicht die Ansicht von George Orwell, nämlich dass es auch für die Aufrichtigkeit eines Schriftstellers sprechen kann, wenn sich sein Schreiben und sein Handeln mitunter widersprechen. Orwell – und er argumentiert aus persönlicher Erfahrung – hielt es für denkbar, dass ein Autor an einem Krieg teilnimmt, weil er der Auffassung ist, dass dieser Krieg gewonnen werden muss, und es gleichzeitig ablehnt, als Autor Kriegspropaganda zu machen.

Und dies ist ein Widerspruch, den jeder Schriftsteller auf sich nehmen

muss, der als Außenseiter für das Programm einer Partei eintritt: Der Bürger in ihm kann sich festlegen, der Autor muss unabhängig bleiben. Es klingt wie eine Einladung zu schizophrener Existenz. Das ist aber nicht der einzige Widerspruch, nicht das einzige Dilemma. Bei einem Politiker halten wir es für ausgemacht, dass er für die Folgen seiner Politik aufkommt, dass er sie rechtfertigen und verantworten muss. Jene Gesinnungspolitik, die sich Max Weber in der Politik wirksam wünschte, hält Carlo Schmid heute nicht mehr für ausreichend. Er möchte sie durch eine Verantwortungsethik ergänzt sehen.

Kann aber der Schriftsteller verantworten, was er, mit so viel missverständlicher Kompetenz ausgestattet, auf politischem Feld unternimmt? Ist er bereit, sich haftbar machen zu lassen für die Empfehlungen, die er ausspricht, für die Parolen, die er formuliert? So viel ist sicher: Der Schriftsteller, der sich heute in die Politik begibt, begleitend, formulierend, wie immer, muss sich besorgt zeigen um die Folgen seines Engagements. Mit Phantasie – oder sagen wir, mit der Investition von Phantasie allein ist es nicht getan. Ich selbst halte das für eine hybride Ahnungslosigkeit, die Phantasie, die es prinzipiell ablehnt, sich ausweispflichtig zu machen, mit Macht zu betrauen. Ich wünsche mir ebenso wenig die reine Phantasie an der Macht wie die Macht als noch so wohlmeinenden Lektor an meinem Schreibtisch.

Der zeitgenössische Schriftsteller ist gezwungen, die Rolle zu erkennen, die er – sei sie nun selbst gewählt oder von außen zugebracht – in der Gesellschaft spielt. Es kann für sein Selbstverständnis nicht folgenlos sein, ob er im Sartreschen Sinne für einen Parasiten der herrschenden Klasse gehalten wird oder nach Marcuse nur eine dekorative Folie in einer Welt des Terrors darstellt. Das heißt: Falls er es nicht vorzieht zu verstummen, muss er die Gründe kennen, die ihn weiterarbeiten lassen. Ich glaube, die solidesten Gründe für die Fortsetzung schriftstellerischer Arbeit wurden uns von denen geliefert, die den Tod der Literatur proklamierten und, als reichte dies noch nicht aus, als Zugabe auch den Tod der bürgerlichen Literaturkritik. Warum aber musste der Tod der Literatur in diesem Fall ausgerufen werden?

Auf politischem Feld gibt es natürlich ein anderes Motiv als angesichts der Rückhändigkeit literarischer Einsichten gegenüber den Wissenschaften. Nun: Weil Literatur unentwegt Einspruch einlegte gegen das Wirklichkeitsverhältnis radikaler Theorie. Literatur identifizierte zwar menschliches Unglück; jedoch nicht so weit, dass wir es in jedem Fall für klassenbedingt halten müssen. Literatur bot die Möglichkeit zur Steigerung menschlicher Existenz, konnte aber nicht einräumen, dass diese Steigerung ausschließlich in der Lohnabhängigkeit zu finden sei.

Literatur hat Verhältnisse derart bloßgestellt, dass niemand sich unschuldig fühlen konnte, aber sie sah sich nicht zu der Feststellung gedrängt, dass dieses Verhältnis allemal ein Ausdruck unseres so genannten Gewaltsystems sei. Diese stillschweigende Widerlegung durch Literatur konnten die unwirschen Liebhaber der Theorie auf die Dauer nicht hinnehmen. Es wurde ein Urteil gefällt, das der Ungeduld entsprach, mit der man eine so genannte erstarrte Gesellschaft retten wollte. In welches Glück hinein? In das Glück einer alles umfassenden Organisation, die angeblich frei macht von Herrschaft.

Organisation ist etwas, jeder weiß es, das sich im Besitz letzter Gewissheiten glaubt. Literatur dagegen macht uns Vorschläge. Organisation ist sich der Macht der großen Zahl bewusst, Literatur appelliert im Namen des Einzelnen. Indem eine radikale Theorie vorgibt, uns von aller Herrschaft zu befreien, meldet sie selbst einen rigoroseren Herrschaftsanspruch an, nämlich den Anspruch über unsere erkannten, alles berührenden Interessen.

Der Politiker, der seine eigenen Schlussfolgerungen aus der Anthropologie gezogen hat, wird davon ausgehen, dass die Ungleichheit der Interessen zu einer Gesellschaft frei über sich bestimmender Menschen gehört. Widersprüche sind nicht samt und sonders aufhebbar. Ein von Konflikten völlig gereinigtes Leben ist eine Illusion, der Traum von rabiat erzwungener Gleichheit birgt Risiken. Zu erwachen und die öffentlich verfügte Abschaffung aller Konflikte zur Kenntnis nehmen zu müssen bedeutete, wenn auch nicht für alle, nicht mehr frei zu sein. Politik, deren Stoff das Wirkliche ist, kann nicht mit einem spannungslosen Endzustand der Geschichte liebäugeln, der Par-

teien, Interessengruppen, religiöse Gemeinschaften wunschlos wiederkäuend nebeneinander sieht.

Wir sind dazu verurteilt, ständig unterwegs zu sein. Neue Ideen greifen in die Bedingungen unserer Existenz ein, veränderte Bedingungen lassen neue Ideen entstehen. Wir werden uns damit begnügen müssen, politische Modelle in der Praxis auszuprobieren, unter Schmerzen mitunter und mit der entschlossenen Bereitschaft zum Widerruf.

Meine Damen und Herren! Es genügt nicht, die richtigen politischen Fragen zu stellen. Politik erhält ihre Beglaubigung erst in der Praxis. Eine noch so bezwingende politische Theorie wird sich erst dann als vernünftig erwiesen haben, wenn sie zur Verbesserung des Lebens in der Realität beigetragen hat. Und in diesem Fall hat die Literatur zweifellos einen erstaunlichen Grativvorsprung. Sie braucht nicht in die Praxis übersetzt zu werden, um ihre Beglaubigung zu erhalten. Literatur findet ihre Rechtfertigung bereits im Akt der Rezeption. Ihre Wirkungen brauchen nicht öffentlich zu sein, wie es die Wirkungen der Politiker sind. Öffentlich – das heißt zugänglich. Und wie es scheint, bietet uns das Feld der Politik heute eine enorme Zugänglichkeit, nicht zuletzt durch die Vermittlung der Medien. Wir sind gegenwärtig, wo sich politische Entscheidungen vorbereiten, wir sind zugegen, wo Beschlüsse verkündet werden. Nicht nur die Dynamik politischer Prozesse erschließt sich uns, wir glauben, auch die Gesetze ihrer Mechanik einzusehen. Ist Politik, so möchte man treuherzig fragen, ein Synonym für Durchsichtigkeit geworden? Diese Selbsttäuschung, der man sich gern überließe, dauert nur bis zu dem Augenblick, in dem man gewahr wird, dass es sich ja nur um eine Scheinzugänglichkeit handelt; gezeigt wird ja nur das, was gezeigt werden kann oder darf, also das Sichtbare.

Ähnliches trifft auf die Literatur zu. Auch sie bietet den Anschein vollkommener Zugänglichkeit, da zu ihrer Konsumtion, zu ihrer Aneignung offenbar nicht mehr gehört als die Sprache. Und dennoch zeigt sich alsbald, dass gerade das, was das Öffnende und Verbindende sein sollte, zugleich auch das Verschließende und Trennende ist: die Sprache nämlich. Gewiss, mit Hilfe der Sprache wird entschlüsselt, gezeigt, entblößt und bewusst gemacht, doch sie kann in gleicher Weise verhüllen und tarnen, abgrenzen und aussperren. Vor allem aber lässt sie verschiedene Spielarten des Verstehens zu. Unmittelbare sprachliche Übereinkunft, fürchte ich, setzt andere Übereinkünfte voraus. Das heißt für mich persönlich: Wer mich in die Revolution hineinschreiben will und auf mein Bündnis hofft, von dem muss ich leider zweierlei erwarten – zum einen, dass wir übereinstimmen in der Bewertung der politischen Lage, und zwar der politischen, sozialen und moralischen Bedingungen, die eine Revolution im Sinne von Djilas unvermeidlich erscheinen lassen, und zum anderen kann ich ihm nicht die Forderung erlassen, dass wir sprachlich übereinstimmen. Aber ich möchte bei diesen Erörterungen nicht den Eindruck entstehen lassen, Literatur und Politik seien gleichwertige Größen für unser Leben. Als Schriftsteller muss ich mir noch einmal sagen, dass niemand ernsthaft Schaden nimmt, wenn die Qualität der Literatur schwankt, dass aber alle Schaden nehmen werden, wenn die Qualität der Politik zu wünschen übrig lässt.

Worauf es mir zunächst ankam, war dies: einige Wesenszüge und Grundfunktionen zu befragen, die für das Verhältnis von Literatur und Politik aufschlussreich sein können. Zweifellos sind rivalisierende Ansprüche und Bemühungen feststellbar, die Nachbarschaft einiger Ausgangspunkte ist kaum übersehbar. Möglichkeiten einer Gemeinsamkeit zeichnen sich allerdings auch ab, zumindest lassen sie sich ahnen. Worin liegen diese Möglichkeiten?

Angesichts der Erfordernisse politischer Praxis bleibt dem Schriftsteller heute nur ein Ort, um wirken zu können, nämlich das Vorfeld der Politik. Sein Beitrag ist ebenso unbestimmt wie indirekt. Er kann eine Stimmung schaffen, der Schriftsteller kann ein Klima begünstigen, er kann Vorurteile überwinden und Ideale bestätigen helfen. Er kann unsere Empörung ins Bild bringen und unserer Hoffnung letzten Ausdruck geben. Mit einem Wort: Er kann Politik vorbereiten. Und ich selbst habe es auf Reisen, Auslandsreisen, immer wie-

der erlebt, in welcher Weise die Literatur meiner Kollegen und Freunde, Bücher von Böll, Bücher von Grass, Bücher von Nossack, von Andersch, von Schnurre dazu beigetragen haben, die politische Ansicht dieses Landes zu verändern, zu begünstigen, indem Vorurteile reduziert wurden, indem zur Korrektur eingeladen wurde. Also: Literatur kann die politische Entscheidung befördern; auch wenn das nicht wenig ist, mehr kann ich ihr nicht zutrauen. In keinem Fall wird sie uns von allen gesellschaftlichen Übeln erlösen, von den effektiven nicht und nicht von den eingebildeten. Literatur – darin liegt ihre Eigentümlichkeit – lässt sich nicht kontrolliert, nicht kalkuliert umsetzen in politische Aktivität – was ja heute viele in der Welt glauben, daher auch die eklatante Überschätzung der Literatur in Diktaturen. Literatur ist die äußerste Entsprechung von Eindruck und Ausdruck, wie Croce gezeigt hat, und darum ist Literatur auch im Politischen nicht materiell bestimmbar.

Wo der Literatur an ihrer Integrität gelegen ist, da bleibt der Schriftsteller eine Ein-Mann-Partei. Er darf nicht davor zurückschrecken, mit dem zunftgemäßen Widerspruch zu leben, der seine Lage kennzeichnet: eingegrenzt in seiner politischen Wirkung, lediglich aufs Vorfeld verwiesen und doch gleichzeitig von der politischen Macht in seinem Einfluss erstaunlich überschätzt.

Es ist nicht zu übersehen, dass viele zeitgenössische Schriftsteller – auch hierzulande - mehr und mehr die herkömmliche Position aufgeben, dass sie politisch Partei ergreifen und sich zu einer inhaltlichen Politisierung der Literatur bereit finden. Das hat vor allem einen historischen Grund. Der Schriftsteller als Bürger hat die Folgen erkannt, die durch die traditionelle politische Enthaltensamkeit des Bürgertums entstanden sind. Das deutsche Bildungsbürgertum, das sich einst die Ideen der Französischen Revolution vermitteln ließ, durch den deutschen Idealismus schön ins Kontemplative erhoben, jedenfalls befreit von allem dringlichen Begehren – dieses deutsche Bildungsbürgertum, das ja auch, das muss man sich als Schriftsteller eingestehen, der erste Massenkonsument von Literatur war, es missbilligte den politisch handelnden Schriftsteller. Ein Zierfisch, der die inneren Harmonien der Natur bestätigte, so wollte es ihn, eine nie der Zugluft ausgesetzte Zimmerlinde, die städtische Liedertafel flankierend, in dieser Rolle ertrug man den Schriftsteller. Erbauung und Bestätigung wurden von ihm erwartet, doch keine Initiative zur Veränderung der sozialen, der ökonomischen und der politischen Bedingungen. Dennoch war Schiller bereits Ehrenbürger der Französischen Republik.

Der aktuelle Grund, der zu einer Politisierung der Literatur im Allgemeinen führte, liegt wahrscheinlich in der erkannten Wirkungslosigkeit eben der Literatur. Der Schriftsteller schreibt, und die Zahl der Länder, in denen gefoltert wird, nimmt nicht ab. Er schreibt, und die erhoffte soziale Gerechtigkeit lässt auf sich warten. Er schreibt, und der Hunger in der Welt nimmt zu, die zerstörerischen Machtmittel wachsen, die Menschen hören nicht auf, von Menschen zu leben. Hat er noch mit dem Ende des Krieges voller Genugtuung eine schwarze Börse der Ideologien erlebt, eine beklemmende Reideologisierung ließ nicht lange auf sich warten. Der Schriftsteller muss erfahren, dass durch Literatur nicht verbessert werden konnte, was die Mehrzahl der Menschen für verbesserungswürdig hielt. Er sah ein, dass angesichts von Unfreiheit und Verzweiflung nur politische Antworten angemessen sind. Literatur kann politische Erwartungen nur erfüllen als autonome, als kritische Literatur. Sie überzeugt, wenn sie auf Wahrheiten beharrt, die der politischen Macht nicht passen. Es ist viel sagend genug, dass sie ihre beste Zeit oft in schlechten Zeiten findet, dann nämlich, wenn sie sich zu wehren hat, wenn sie in die Opposition gedrängt wird, wenn sie in einer Epoche allgemeiner Not die verbliebenen Möglichkeiten ausschreitet.

Eine kritische Partnerschaft zwischen Literatur und Politik, das lässt sich leicht wünschen. Doch die Praxis zeigt, dass dieser Wunsch unbescheiden ist, weil er von einer angenommenen Ebenbürtigkeit ausgeht. Literatur, wie ich sie verstehe, kommt auf die Dauer ohne das artistische Element nicht aus, in der Politik jedoch möchte ich jeden artistischen Glanz gern vermissen.

Meine Damen und Herren, zum Schluss:

Literatur und Politik, Geist und Macht, sie stellen längst nicht mehr die lesebuchariften Gegensätze dar, als die sie so lange gegolten haben. Auch die Zeit der Berührungsanst ist vorbei. Dass die Politik den Schriftsteller braucht – Politiker haben es öffentlich festgestellt. Dass Literatur sich politisch besorgt zeigen sollte – Schriftsteller haben Beispiele dafür gegeben. Dies allerdings sollte kein Anfang einer unbeschränkten Gemeinsamkeit sein. Jeder weiß, dass bei einer Versöhnung zu viel verschwiegen werden müsste. Lassen wir sie, Literatur und Politik, im alten Gegenüber, Zögern ist angebracht, Skepsis bekommt uns allen. Als Schriftsteller glaube ich, dass von unserer Zustimmung weniger abhängt als von unserem Widerspruch. Das Wirkliche ist leider zwangsläufig nicht zugleich auch das Vernünftige. Dennoch ist es in der Lage, unsere Entscheidungen ständig zu überprüfen. Versuchen wir, uns diesem vielgestaltigen Wirklichen gewachsen zu zeigen. ■